

EINST UND JETZT

AUSGABE 16 | 2024

Die Zeitschrift zu Archäologie
und Denkmalpflege
im Kanton Zürich



DENKMALPFLEGE

**Von der Scheune
zum Hangar**

UND

Glossar
Tournee
Trouvaille
Standpunkt
Lokaltermin
Lesestoff

ARCHÄOLOGIE

**Kruzifixe, Zahn-
prothesen und
geöffnete Schädel**

**Römische
Flip-Flops**

LIEBE LESERINNEN UND LESER



Stolz dürfen wir Ihnen ein neues, sehr vielfältiges «Einst und Jetzt» präsentieren. Die vorliegende Ausgabe repräsentiert damit wiederum auch die thematische Breite der STARCH, der Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich.

Der Inhalt des Heftes beleuchtet unter anderem zwei wichtige Entwicklungsorte der Region: zum einen die hoch spannenden Friedhofs-Ausgrabungen im Rahmen der Bautätigkeit auf dem Areal des Universitätsspitals Zürich, zum anderen die vielfältigen Entwicklungen am Standort Flughafen Dübendorf. Auch andere geschichtliche Themen, wie beispielsweise römische Sandalen oder eine Radonquelle, kommen nicht zu kurz.

Spannend Geschichte und Geschichten zu vermitteln und auf lokal Unbekanntes hinzuweisen, ist das Ziel des «Einst und Jetzt». In diesem Sinne wünsche ich Ihnen herzlich viel Vergnügen bei der Lektüre dieses Heftes!

STARCH Stiftung für Archäologie und Kulturgeschichte im Kanton Zürich
PROF. DR. DR. FRANK RÜHLI
Präsident des Stiftungsrats

Anglizismen? Unser Land bietet vier Sprachen, damit kommt man in der Regel gut zurecht. Einige Ausnahmen seien hier dennoch erlaubt.

Früher gab es Karten und Prospekte, um auf spannende Stätten aufmerksam zu machen. Heute lockt man Interessierte mit Audio-walks und Foxtrails an historische Orte. Auch wir berichten davon. Die Lokaltermine I und II sollen «gluschtig machen», oder eben: «anteasen».

Noch in den 1990er-Jahren dröhnten Jets vom Militärflugplatz Dübendorf über den Greifensee. Ich hörte und spürte das als archäologischer Taucher noch in drei Metern Wassertiefe! Wo damals die Mirages abhoben, da entsteht heute der Switzerland Innovation Park Zurich – eine Symbiose von denkmalgeschützten historischen Flugzeughallen und architektonischen Leuchttürmen. Die Titelseite ist dieser eindrucklichen Location gewidmet.

Freuen Sie sich auf interessante Storys von «Einst und Jetzt» – zum 16. Mal in einem Heft versammelt. Viel Spass bei der Lektüre!

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich
DR. BEAT EBERSCHWEILER
Abteilungsleiter

IMPRESSUM

Redaktion: Andreas Schuler
Bildredaktion: Martin Bachmann
Gestaltung: Roland Ryser,
Tina Wernli, Zürich
Druck: Staffel Medien AG, Zürich
www.staffelmedien.ch

Fotos im Heft: Martin Bachmann,
Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich oder gemäss An-
gabe. swisstopo: Bundesamt für
Landestopografie. Foto Cover:
Dokumentationsstelle Luftwaffe,
Dübendorf, Foto Rückseite:
Urs Siegenthaler

Auflage: 2500 Expl.
August 2024

<https://doi.org/10.20384/zop-4771>

INHALT



Foto: Dokumentationsstelle Flugwaffe, Dübendorf

4

DENKMALPFLEGE

Von der Scheune zum Hangar

- 20** GLOSSAR
manierismo critico
Schnurk
- 21** TOURNEE
Hortfund bei der Feldarbeit
Als heisses Wasser noch Luxus war
- 22** TROUVAILLE
Ein 100 Jahre altes «Heilmittel»
aus dem Schrank
- 26** STANDPUNKT
«Wir wollen, dass sich die Leute mit
dem Original auseinandersetzen»
- 42** ARCHÄOLOGIE
Römische Flip-Flops
- 48** LOKALTERMIN
Ein Spaziergang durch die Zürcher
Industriegeschichte
Rätselspass für Geschichtsinteressierte
- 52** LESESTOFF
Lohnende Lektüre

28

ARCHÄOLOGIE

Kruzifixe, Zahnprothesen und geöffnete Schädel



VON DER SCHEUNE ZUM HANGAR

Mit dem «Normalsegelflapparat» des Flugpioniers Otto Lilienthal von 1894 und der 1903 zum Patent angemeldeten «Flying Machine» der Gebrüder Wright wurde der jahrtausendalte Traum vom Fliegen endlich Wirklichkeit. In der Schweiz entstanden ab 1910 die ersten Flugplätze in Dübendorf bei Zürich und auf dem Beundenfeld im Osten der Stadt Bern. Die Flugpioniere nutzten dort die stadtnahen Graspisten für ihre waghalsigen Manöver.

PIETRO WALLNÖFER

Der Flugplatz Dübendorf ist nicht nur die Wiege der Schweizer Luftfahrt, sondern auch ein Ort, wo sich innovative Architektur für das Flugwesen manifestiert. Inmitten einer trockengelegten Riedlandschaft zwischen den Gemeinden Dübendorf und Wangen entstanden in der Pionierzeit des Flugwesens Gebäude, die eine grundlegend neue Funktion zu erfüllen hatten. Sie dienten als Infrastruktur für die Unterbringung, Wartung und Reparatur der Flugzeuge, zur Abfertigung der Passagiere und beherbergten die Flugplatzverwaltung. Die Mehrzahl dieser in

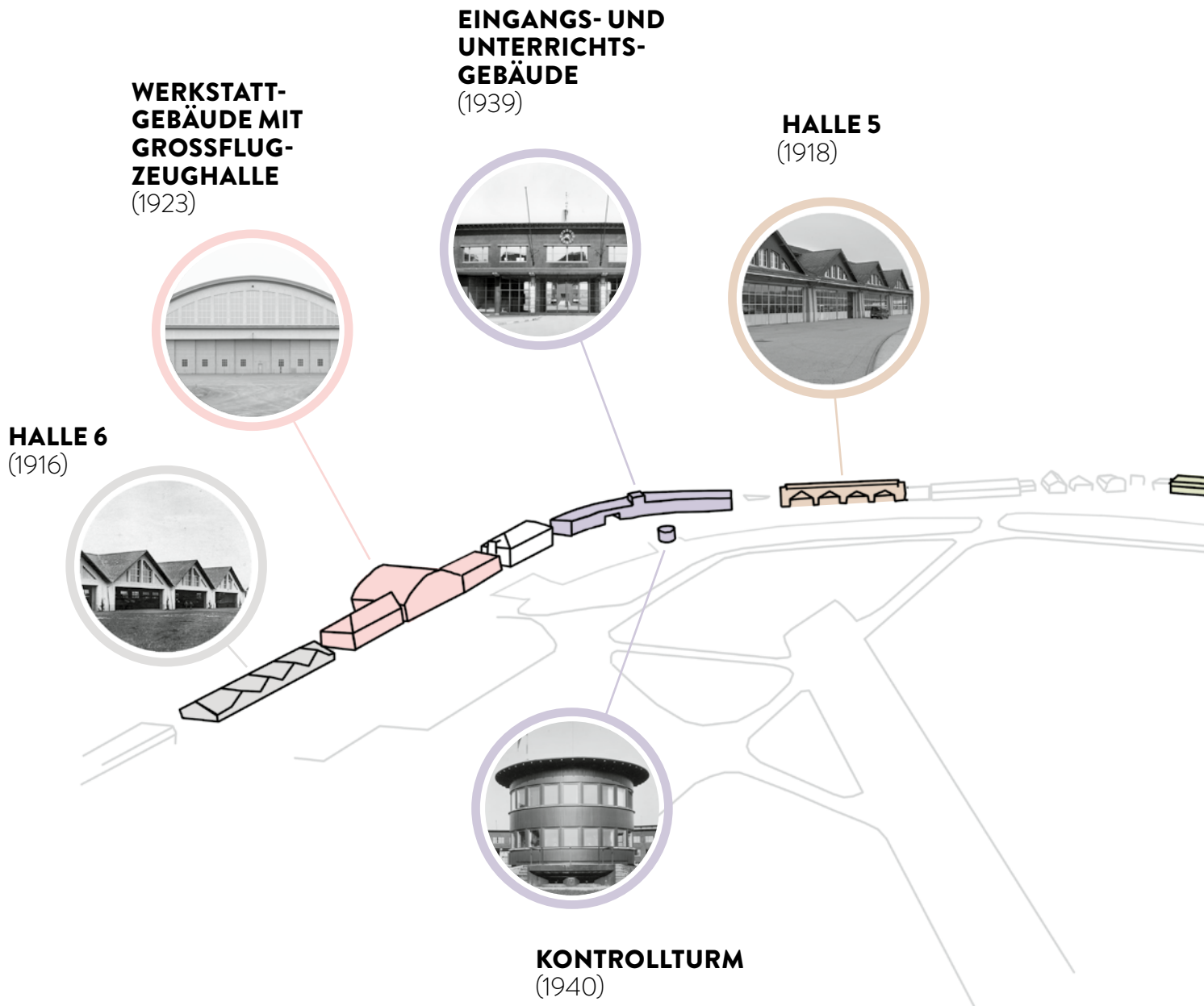
den Randzonen des Flugfeldes errichteten Hangars, Hallen und anderen aviatischen Bauten waren architektonisch ihrer Zeit weit voraus. Einige prägen noch heute das Erscheinungsbild des Flugplatzes in Dübendorf. Zu Recht sind zwölf davon im Inventar der Schutzobjekte von kantonaler Bedeutung aufgeführt; das ist die höchste Dichte an Baudenkmalern von allen Schweizer Flugplätzen. Im Folgenden werden die architektur- und technikgeschichtlich bedeutendsten von ihnen vorgestellt.

Wartende Passagiere und eine Douglas DC-2 vor dem Aufnahmegebäude in Dübendorf, um 1935.

Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv/Stiftung Luftbild Schweiz



HISTORISCHE BAUTEN IM ÜBERBLICK



Bereitstellung von zwei Aufklärungsflugzeugen des Typs Häfeli DH-1 vor der Halle 6. Die Halle ist das älteste noch erhaltene Gebäude auf dem Flugplatz Dübendorf.

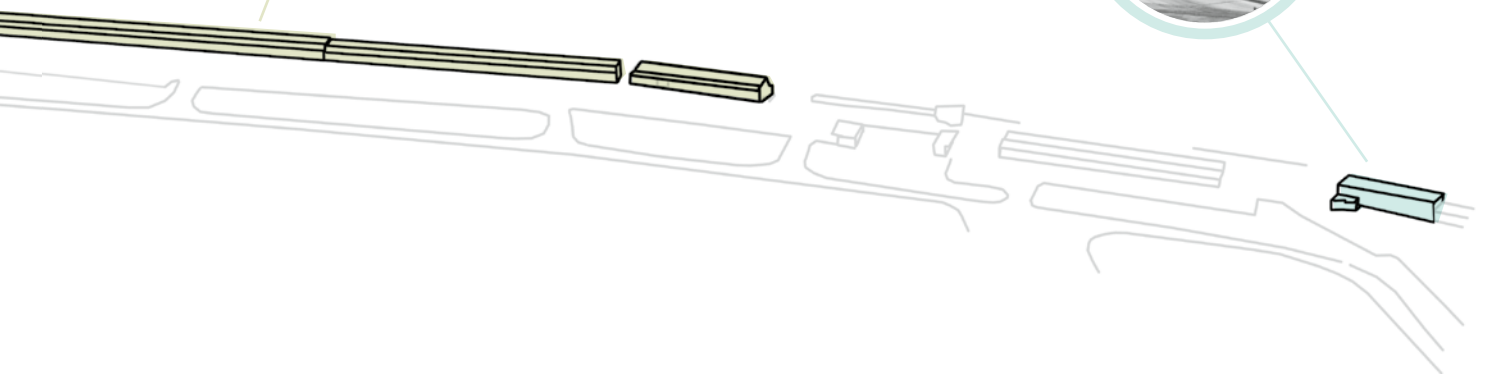
Foto: Dokumentationsstelle Luftwaffe, Dübendorf



FLUGZEUGHALLEN AUS DEUTSCHER KRIEGSLIQUIDATION (1924)



AUFNAHMEGEBÄUDE (1932)



1918



EINE REVOLUTION IN DER HOLZBAUTECHNIK

Zu Beginn der Zivilluftfahrt waren auf den Flugplätzen nur hölzerne Einstellschuppen anzutreffen. In reiner Holzbauweise mit Verbretterung und Satteldach errichtet, ähnelten sie grossen Scheunen, von denen sie typologisch wohl auch abstammen. Diese «Landwirtschaftsgebäude» wurden mit parallel gestellten Dachfirsten oft zu langen Reihen zusammengebaut. Eine Weiterentwicklung dieser Einstellschuppen ermöglichte die 1910 in der Schweiz eingeführte Hetzersche Holzbauweise, bei der Bretter in geradem oder gebogenem Zustand aufeinandergelegt und durch Leimen unter hohem Druck miteinander verbunden werden, wodurch ein vollständig homogener Verbundkörper entsteht. Diese neue Technik verlieh den Konstruktionen eine erhöhte Tragfähigkeit und erlaubte damit grössere Spannweiten. Zudem war sie auch besonders feuersicher und kostengünstig.

Nachdem der Bund 1914 beschlossen hatte, in Dübendorf den ersten Militärflugplatz der Schweiz zu errichten, entstand dort eine Vielzahl von einfachen «Hetzer-Konstruktionen». Bis zum Bau von ausreichend vielen massiven Hangars dienten sie als Provisorien. In Dübendorf ist keiner dieser «Hetzer-Hangars» erhalten geblieben. Die drei letzten von ihnen, die dem 1998 eröffneten Flieger-Flab-Museum zunächst noch als Ausstellungshallen dienten, wurden 2002 auf den Militärflugplatz in Ennetbürgen versetzt.

Die beiden ältesten noch erhaltenen Hangars in Massivbauweise, Halle 5 und Halle 6, stammen aus den Jahren 1916 und 1918. Mit ihren vier parallelen Quergiebeln sehen sie sich äusserlich sehr ähnlich und erinnern entfernt an die aneinanderggebauten «Scheunen» der Frühzeit. Im Inneren zeigen sie jedoch eine fundamental unterschiedliche Holzbauweise. Obwohl es auf dem Flugplatz schon zahlreiche kleinere «Hetzer-Konstruktionen» gab, entschied man sich 1916 bei der grossen Halle 6 noch für ein klassisches Sprengwerk aus Dreigelenkbindern, das jede der vier aneinandergereihten Hallen überspannt und die an ihm aufgehängte Decke hält. Aussen wird das Satteldach zum Flugfeld hin durch vier breite Zwerggiebel gegliedert.

Erst 1918 setzte sich das innovative «System Hetzer» mit seinen gebogenen Dachbindern auch bei grösseren Bauten wie der Halle 5 durch. Sie besteht wie die Halle 6 aus vier zusammengebauten Hallen von je 20 Metern Spannweite, deren Zwerggiebel die Dachfläche hier jedoch auf beiden Seiten gliedern. Zusätzlich wird der Giebel von einem langen Oberlicht gekrönt. Bis 1920 entstanden in Dübendorf durch die Bauunternehmen Fietz & Leuthold (Zürich) und Burkard Zöllig (Arbon) drei weitere Hetzerhangars.

Die Halle 5 auf einer historischen Postkarte, um 1920. Vor der Halle Aufklärungsflugzeuge des Typs Häfeli DH-3.

Foto: Dokumentationsstelle Luftwaffe, Dübendorf

Mit dem «System Hetzer» wurde seit 1916 geworben, so auch in der Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung. Diese Werbeanzeige mit modifiziertem Bild erschien 1919.

Aus: Architektur und Kunst, Band 6, Heft 8 (1919)

Die Halle 5 dient heute als Feuerwehr-Stützpunkt.

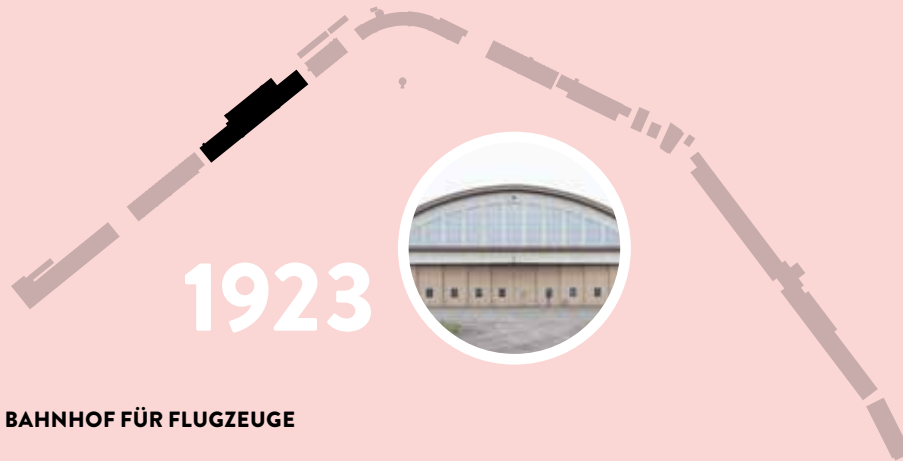
Foto: Urs Siegenthaler

Flugplatz Dübendorf



Neue Holzbauweisen „System Hetzer“
Patente in allen Kulturstaaten
Gebogene Dachbinder-Systeme und andere Trag-Konstruktionen aller Art
Statisch einwandfreie Konstruktion, rasche Herstellung und Montierung, Billigkeit, Einfachheit, Dauerhaftigkeit / Projektierungen, Offertstellung, Bauausführung, Ingenieurbesuch auf Wunsch
Bisher über 180,000 m² überdeckte Fläche ausgeführt
Patentinhaber für die Schweiz:
Schweiz. A.-G. für Hetzer'sche Holzbauweisen
in Zürich Kaspar Escher-Haus
Tel. Hottlingen 1915





EIN BAHNHOF FÜR FLUGZEUGE

Als in der Anfangszeit des Flugverkehrs grundlegend neue Gebäudetypen entwickelt werden mussten, diente auch die Bahnarchitektur als Vorbild. Ein eindrückliches Beispiel dafür ist der Bogenhangar auf dem Flugplatz Dübendorf, der einen repräsentativeren Charakter aufweist als die umliegenden einfachen Zweckbauten. Das 1923 von der Direktion der eidgenössischen Bauten erstellte «Werkstattgebäude mit Grossflugzeughalle» erinnert mit seiner imposanten neoklassizistisch gegliederten Bogenhalle an Bahnhofsbauten aus der Zeit nach 1900. Das zentrale Tonnengewölbe wird als Hauptmotiv des «Flughangars» von zwei dem Portal untergeordneten langgestreckten Seitenflügeln gerahmt. Die armierten Betonbögen des Mittelbaus bilden den Kern des tragenden Gerüsts. Einen zusätzlichen Akzent setzt

die eindrucksvolle Anordnung der von der Firma Gauger & Co. (Zürich) ausgeführten Torflügel in Form von zehn hintereinander gestaffelten Schiebeelementen.

Das Gebäude ist ein Pionierwerk des Eisenbetonbaus in der Schweiz. Erst die Erfindung von armiertem Beton ermöglichte die Konstruktion einer solchen stützenlosen Halle mit sehr grosser Spannweite. Sie hat ein Volumen von über 20 000 Kubikmetern und eine Gesamtlänge von 137 Metern, wovon 54 Meter auf den Mittelbau entfallen. Die beiden ausführenden Architekten Fritz Zehntner (1881–1970) und Friedrich Brennisen (1886–1939), die wenige Jahre zuvor mit dem Bau der Kuppel des ETH-Hauptgebäudes grosse Bekanntheit erlangt hatten, schufen damit ein einzigartiges und visionäres Bauwerk.

Der Bogenhangar in der heutigen Farbgebung.

Foto: Urs Siegenthaler

Der Bogenhangar im Rohbau.

Foto: Dokumentationsstelle Luftwaffe, Dübendorf

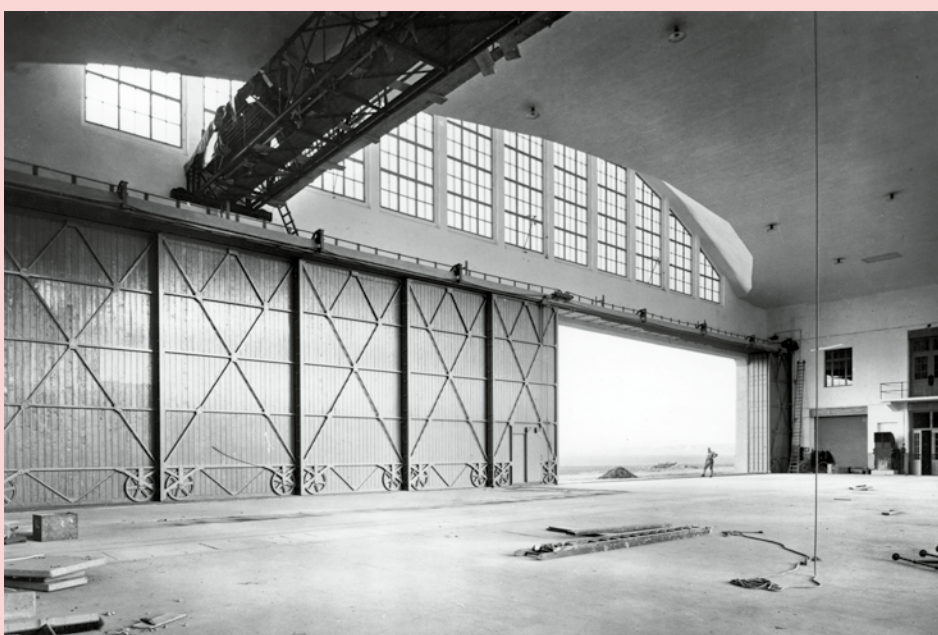
Der Bogenhangar kurz vor der Bauvollendung.

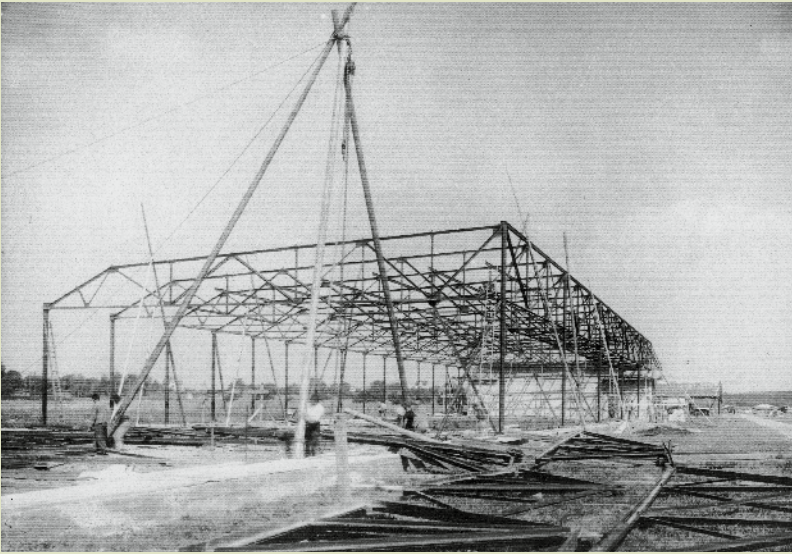
Foto: Dokumentationsstelle Luftwaffe, Dübendorf





**Erst die Erfindung von armiertem Beton
ermöglichte die Konstruktion einer solchen
stützenlosen Halle mit sehr grosser Spannweite.**







1924

FLUGZEUGHALLEN AUS DEUTSCHER KRIEGSLIQUIDATION

Zwischen 1922 und 1924 wurden auf dem Flugplatz Dübendorf sieben Flugzeughallen gebaut. Jede von ihnen ist rund 20 Meter breit, 60 Meter lang und knapp 8 Meter hoch und alle sind nach derselben Art konstruiert. Die dem Flugfeld zugewandte Längsseite mit grossen Schiebetoren, die sich fast vollständig öffnen lassen, bildet zusammen mit dem steilen Oberlichtband die charakteristische Front. Die drei anderen Hallenseiten bestehen aus verputztem Mauerwerk, auf welchem ein leicht geneigtes Pultdach ruht.

Diese sehr innovative Konstruktionsart, die es erlaubt, mit geringem baulichem Aufwand eine grosse, nicht unterteilte Halle zu errichten, stammt allerdings nicht aus der Schweiz: Solche «Normalflugzeughallen» wurden nach dem Ersten Weltkrieg aus sogenannten Kriegsliquidationen in Deutschland kostengünstig erworben. Vieles spricht dafür, dass sie aus dem bayerischen Fliegerhorst Fürth-Atzenhof stammen, wo aufgrund des Versailler Vertrags sieben Hallen des gleichen Typs abgetragen werden mussten.

Gemäss einem Schreiben des damaligen Chefs des Militärflugwesens, Gottfried Immenhauser (1863–1963), an die Direktion der eidgenössischen Bauten vom 1. Dezember 1921 hatte das Eidgenössische Militärdepartement insgesamt acht «eiserne Flugzeug-Hallen» von je 120 Metern Länge aus Kriegsliquidationen in Deutschland bestellt. Davon waren sechs Hallen für die Flugplatzdirektion in Dübendorf bestimmt. Konkretere Hinweise zu den Hallen finden sich in einer «Botschaft des

Bundesrats betreffend der Erstellung von Flugzeug-Hallen für das Militärflugwesen» vom 11. Juni 1923. Demnach wurden die Hallen 1921 erworben und im darauffolgenden Jahr geliefert. 1923 waren in Dübendorf bereits zwei 20 Meter breite und 60 beziehungsweise 120 Meter lange Hallen aufgebaut worden. Zudem lagerten «im Freien» die Eisenteile für vier weitere 120 Meter lange Hallen.

Aus den Notizen von Walter Burkhard (1895–1982), dem späteren Direktor des Flugplatzes Dübendorf, geht zudem hervor, dass die Halle 1 vom «Typ Schütte-Lanz» und die übrigen fünf Hallen vom «Typ Mathéz» waren. Die Mannheimer Firma «Luftschiffbau Schütte-Lanz» des Industriellen Karl Lanz (1873–1921) und des Ingenieurs Johann Schütte (1873–1940) war während des Ersten Weltkriegs der grösste Konkurrent der «Luftschiffbau Zeppelin GmbH» in Friedrichshafen. Sie baute ab 1909 Starrluftschiffe, Flugzeuge, Automobile und die sich in Fürth-Atzenhof und Dübendorf befindlichen «Normalflugzeughallen». Bei den Hallen vom Typ Mathéz handelte es sich um die in den Jahren 1924/25 errichteten Hallen 2, 3, 7 und 8 (je 120 Meter lang) sowie die Halle 4 (60 Meter lang). Für die Baugeschichte des Flugplatzes von grösster Bedeutung ist jedoch die 60 Meter lange Halle 1 von Schütte-Lanz, die 1922 in Dübendorf errichtet wurde. Die heute vor Ort erhaltenen sechs «Normalflugzeughallen» sind historische Raritäten. Dies gilt umso mehr, als die 120 Meter lange Halle 10 im Jahr 1987 dem Bau des neuen Flieger-Flap-Museums des Ingenieurs Heinz Isler (1926–2009) wich.

Bau der Flugzeughalle 4, um 1923.

Foto: Dokumentationsstelle Luftwaffe, Dübendorf

Die Flugzeughallen 1 und 2 in der heutigen Farbgebung.

Foto Icon: Urs Siegenthaler

1932



INNOVATIVE ARCHITEKTUR FÜR DIE SWISSAIR

Anfang der 1930er-Jahre zwang der wachsende Zivilflugverkehr im Raum Zürich den Flugplatz Dübendorf zu baulichen Massnahmen. Bis dahin waren die Verwaltung und die Passagierabfertigung in schlichten Holzbaracken untergebracht. Der Ausbau des zivilen Flugplatzes am nördlichen Rand des Flugfeldes gestaltete sich jedoch alles andere als einfach: In einer Volksabstimmung im September 1930 wurde ein vom Zürcher Regierungsrat beantragter Kredit für die Erstellung von Hochbauten deutlich abgelehnt. Gleichzeitig bestand das Eidgenössische Luftamt darauf, dass der Kanton Zürich als Betreiber des Flugplatzes der Erfüllung der Konzessionsverpflichtungen nachkommt. Konkret wurde gefordert, dass bis zum 1. Mai 1931 auf dem neuen kantonalen Flugplatz ein Aufnahmegebäude mit Restaurant, ein Hangar für zwei Grossflugzeuge und ein Frachthangar mit Werkstätte betriebsbereit sein sollten. Im Frühjahr 1931 ergriff schliesslich ein privates Komitee aus Politik, Wirtschaft und Gewerbe die Initiative zum Ausbau des Zivilflugplatzes und gründete die Flugplatzgenossenschaft Zürich. Zur gleichen Zeit fusionierte die Zürcher Fluggesellschaft Ad Astra Aero mit der Basler Balair. Die daraus hervorgehende neue Gesellschaft erhielt den Namen Swissair.

Nachdem der Zürcher Kantonsrat der Flugplatzgenossenschaft das Baurecht für die notwendigen Bauten erteilt hatte, entstand 1931/32 in nur sieben Monaten das erste echte Aufnahmegebäude für den Flugverkehr im Kanton Zürich. Es war ein architektonisch fortschrittlicher Bau. Der Entwurf stammte von der Zürcher Architektengemeinschaft Kündig & Oetiker von

Karl Kündig (1883–1969) und Heinrich Oetiker (1886–1968), die zu den Vorreitern des rationalen Wohnungsbaus in Zürich gehören. Das von ihnen gebaute Aufnahmegebäude diente nicht nur der Passagierabfertigung, sondern umfasste auch die Zoll-, Fracht- und Posträume und beherbergte neben der Flugpolizei und der Flugleitung einen Kiosk, ein Restaurant sowie die Räumlichkeiten der neu gegründeten Swissair. Zur gleichen Zeit wie das Aufnahmegebäude entstanden auch ein Sportflugzeughangar, eine Werft und ein Verkehrsflugzeughangar.

Das Aufnahmegebäude besteht aus einem zweigeschossigen, unterkellerten Hauptgebäude, einem eingeschossigen – heute umgenutzten – Restaurantanbau und einer grossen, teilweise überdachten Zuschauerterrasse. Das Herzstück des Hauptbaus ist die zentrale Halle, die im ersten Obergeschoss durch eine umlaufende Galerie vertikal gegliedert ist. Erhellert wird der Raum durch ein Oberlichtband auf dem Flachdach.

Mit dem Gebäude von Kündig & Oetiker hielt auf dem Flugplatz Dübendorf die Moderne Einzug. Als Vertreter der Neuen Sachlichkeit weist es deren typische Stilmerkmale auf: schmucklose Fassaden, ein Flachdach und eine den unterschiedlichen Aufgaben entsprechende Gliederung in separate, funktional gestaltete Bauvolumen. Insbesondere im Restaurantanbau mit seinem gestaffelten Grundriss und der Ganzverglasung der Frontfassade kommt die neue Architektursprache deutlich zum Ausdruck.

Empfangsraum mit Türe zum Flugfeld: «Zu den Flugzeugen», um 1934.

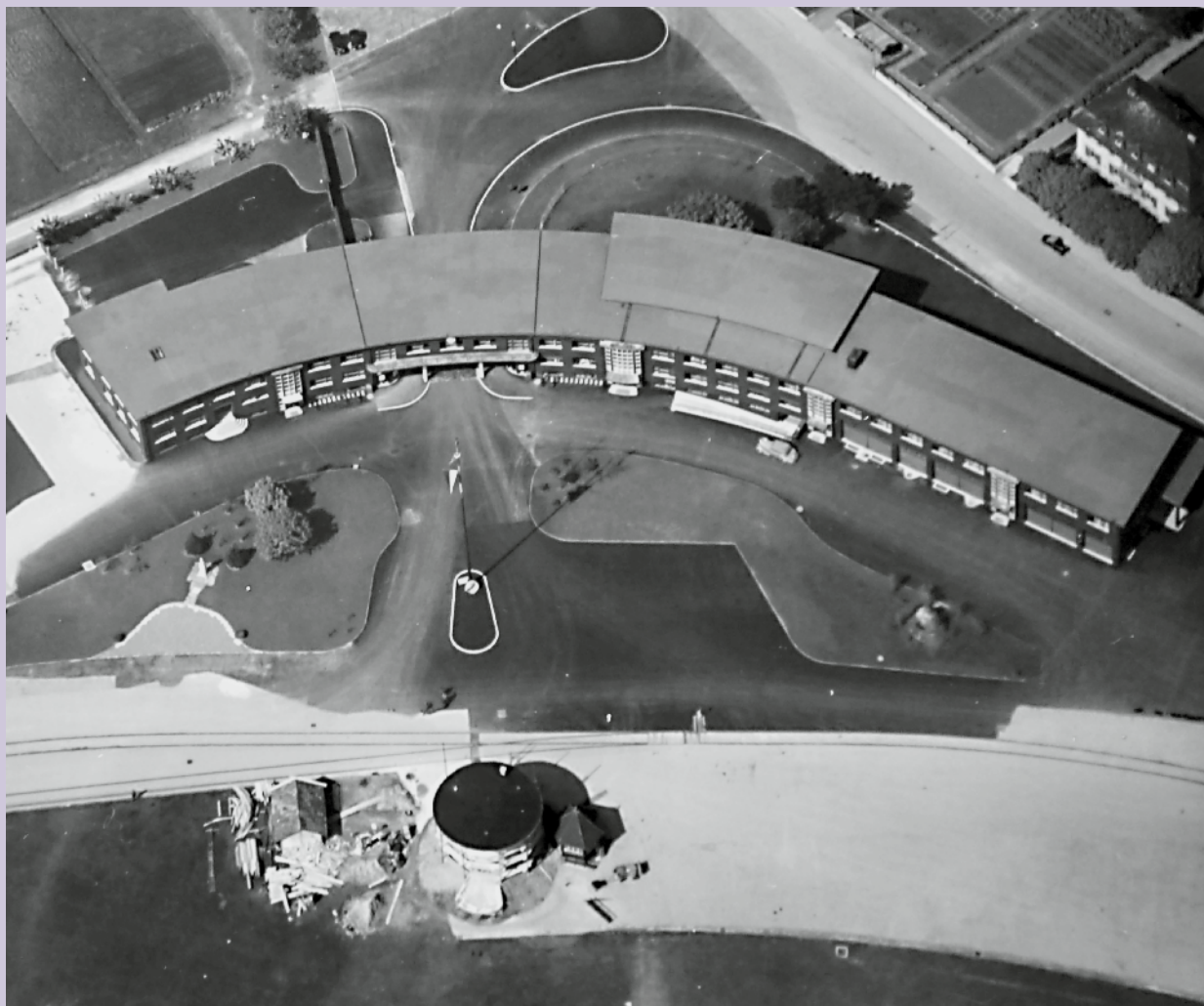
Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv/Stiftung Luftbild Schweiz

Luftbild des Empfangsgebäudes von Süden.

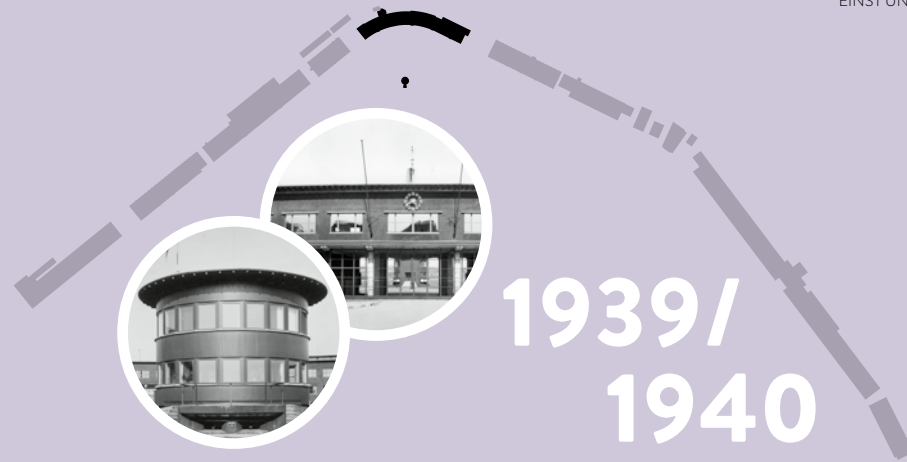
Foto: Fotoarchiv Flieger Flab Museum, Dübendorf

Foto Icon: Fotoarchiv Flieger Flab Museum, Dübendorf





Während des Zweiten Weltkriegs trugen die beiden militärischen Zweckbauten am südwestlichen Rand des Flugfeldes einen anthrazitfarbenen Tarnanstrich.



FLUGPLATZARCHITEKTUR VOM KIRCHENBAUER

Kurz vor Kriegsbeginn 1939 wurde die Zürcher Architektengemeinschaft Fritz Metzger (1898–1973) und Albert Jenny (1899–1994) mit der Planung und dem Bau eines Eingangs- und Unterrichtsgebäudes beauftragt. Noch im selben Jahr begannen zudem die Planungsarbeiten für einen neuen Kontrollturm, der im Juli 1940 nach nur siebenmonatiger Bauzeit fertiggestellt wurde. Während des Zweiten Weltkriegs trugen die beiden militärischen Zweckbauten am südwestlichen Rand des Flugfeldes einen anthrazitfarbenen Tarnanstrich.

Bemerkenswert ist, dass mit Fritz Metzger einer der bedeutendsten Kirchenbauer der Schweiz und Vorreiter der modernen Sakralarchitektur am Bau der beiden Militärbauten beteiligt war. Sein Einfluss auf deren Gestaltung ist unübersehbar. Wie bei der dem Neuen Bauen verpflichteten Kirche St. Theresia in Zürich-Friesenberg von 1933 und vor allem bei der Betonkirche St. Karl in Luzern von 1934 gelang es Metzger auch in Dübendorf, mit innovativen Konzepten auf die gestellten Anforderungen zu reagieren.

Das langgestreckte, gebogene Eingangs- und Unterrichtsgebäude am westlichen Rand des Flugfeldes manifestierte sich als Portal und Hauptzugang zum eingefriedeten Gelände. Seine breite Durchfahrt befindet sich südlich der Gebäudemitte. Der zweieinhalbgeschossige verputzte Bau mit Sockel und sanft aufsteigendem Pultdach wird horizontal durch zwei Fensterreihen und vertikal durch leicht vorspringende, verglaste Treppenhäuser gegliedert.

Der zum Ensemble gehörende Kontrollturm befindet sich nordöstlich des Eingangsgebäudes auf dem Fluggelände. Der zweigeschossige, überwiegend in Holz errichtete Rundbau mit leicht geneigtem, markant auskragendem Flachdach wird durch zwei umlaufende Fensterbänder horizontal gegliedert. Im Untergeschoss befindet sich ein zum Flugfeld gerichteter Bunker. Der kleine Solitärbau überzeugt aus gestalterischer Sicht bis heute. Durch sein markantes Erscheinungsbild und seine prominente Lage beim Haupteingang gilt er zu Recht als Wahrzeichen des Flugplatzes Dübendorf.

Luftaufnahme des Eingangsgebäudes. Im Vordergrund der noch im Bau befindliche Kontrollturm, Frühjahr 1940.

Foto: Dokumentationsstelle Luftwaffe,
Dübendorf

Foto Icons: Dokumentationsstelle Luftwaffe,
Dübendorf





**Die beiden Militärbauten auf dem Flugplatz
Dübendorf sind einzigartig im Werk des
Kirchenbauers Fritz Metzger.**

**Kontrollturm mit originale anthrazitfarbenem
Anstrich, bauzeitliche Aufnahme.**

Foto: Dokumentationsstelle Luftwaffe, Dübendorf

**Eingangsgebäude mit hellem Anstrich. Über der
zentralen Ausfahrt befindet sich der Balkon des
Flugplatzkommandanten.**

Foto: Urs Siegenthaler

GLOSSAR



manierismo critico

Trix und Robert Haussmann bezeichneten ihr lustvoll von den Regeln der Moderne befreites baukünstlerisches Schaffen als «manierismo critico» und die Da Capo Bar im Zürcher Hauptbahnhof als ihr Schlüsselwerk.

ROGER STRUB

Manierismus beschreibt eine die Renaissance ablösende Stilphase, in der die strenge Befolgung von aus der Kunst der Antike abgeleiteten Regeln einer individuelleren Art («maniera») des Ausdrucks wich. Ähnliches geschah nach dem Zweiten Weltkrieg: Nun waren es die übermächtigen Dogmen der Moderne, die in der sogenannten Postmoderne gebrochen werden wollten. Das Wirken des Zürcher Künstlerpaars zählt dabei zu den international herausragenden Positionen. Mit (selbst-)kritischer Ironie setzten die Haussmanns aufwendige Handwerkstechniken, Formzitate und die Mittel der optischen Illusion und perspektivischen Verfremdung ein. In bewusster Referenz zum Manierismus brachen sie mit den in der Moderne hochgehaltenen Regeln der Rationalität und der Vorherrschaft der Funktion. Die Wortschöpfung «manierismo critico» ersann Robert Haussmann für eine 1981 in Mailand eingerichtete Werkschau.

Foto: Urs Siegenthaler



Schnurk

Abkürzungen helfen, Informationen auf den Punkt zu bringen. Komplexe Begriffe oder Sachverhalte werden so schnell erfasst und vermittelt. Das nützt in einem Umfeld wie der Archäologie sehr, wo Zeit und Mittel oft knapp sind.

BEAT EBERSCHWEILER

Auch in der KAZ, der Kantonsarchäologie Zürich, sind *Abk.* üblich. Etabliert sind bspw. *GIS* (geografisches Informationssystem) oder *v.Chr.* (vor Christi Geburt). Etwas weniger gängig sind Buchstabenfolgen wie *SLM* (Schweizerisches Landesmuseum) oder *TS* (Terra Sigillata).

Gänzlich unverständlich wird es dann bei *SfM*. Damit ist «Structure for Motion» gemeint, ein in der Archäologie verwendeter Begriff für die 3D-Photogrammetrie. Auch *DSW* (Drehscheibenware), *MIZ* (Mindestindividuenzahl) und *KFS* (Keramikfreunde der Schweiz) ist dem Katalog geschuldeter Fachjargon. Immerhin entsprechen diese Kürzungen unseren redaktionellen Richtlinien.

Die jungsteinzeitliche Kultur der Schnurkeramik (dat. um 2750–2400 v.Chr.) allerdings als *Schnurk* zu verballhornen, geht dann doch auf keine *KH* (Kuhhaut).

TOURNEE

Hortfund bei der Feldarbeit

Im Jahr 1878 entdeckte ein Winterthurer Landwirt in Veltheim zufällig einen bedeutenden Hort aus der späten Bronzezeit. Der Fund zählt zu den seltenen Deponierungen aus dem Kanton Zürich.

KURT ALTORFER

Da die schriftlichen Überlieferungen zum Hortfund unvollständig und teilweise widersprüchlich sind, lässt sich weder die Fundsituation noch der ursprüngliche Umfang genau bestimmen. Gegenwärtig werden dem Hort rund 18 bronzene Beilklingen und 5 Gusskuchenfragmente zugeordnet. Ein Teil davon gelangte über den Antiquitätenhandel ins Bernische Historische Museum, ein anderer kam in die Sammlungen der Stadt Winterthur. Bereits 1822 wurde in Wülflingen ein ähnlicher Hortfund gemacht, von dem allerdings nicht viel übrig geblieben ist: Er wurde zwecks Herstellung von Buntmetall-Zahnradern fast vollständig eingeschmolzen. Der Fund von Veltheim hingegen blieb zum Glück erhalten. Noch bis zum 21. April 2025 kann man ihn in der Ausstellung «Und dann kam Bronze!» im Bernischen Historischen Museum in seiner ursprünglichen Zusammensetzung bestaunen.



Bewusst deponiert: drei oberständige Schaftlappenbeile aus Bronze aus dem Hortfund von Veltheim.

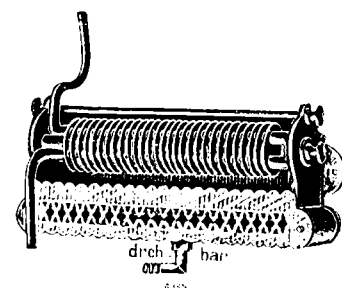


Als heisses Wasser noch Luxus war

Ein mysteriöses Objekt im Bauteillager der kantonalen Denkmalpflege Zürich gibt Rätsel auf. Wie sich herausstellt, gehörte es einst zur Ausstattung eines Badezimmers im ehemaligen Kantonsspital.

CHRISTINE MURALT-HERRMANN

Zunächst war unklar, welche Funktion das 36 Zentimeter breite, aus verschiedenen Metallen zusammengesetzte Objekt einst erfüllte, das im Bauteillager zum Vorschein kam. Eine Abbildung in einem Katalog für Laboratoriumsapparate aus dem Jahr 1912 lieferte schliesslich die Antwort: Es handelt sich um einen sogenannten Heisswassererzeuger, heute besser bekannt als Durchlauferhitzer. Direkt an die Wand montiert und an die Gas- und Wasserleitung angeschlossen, lieferte er sofort nach dem Entzünden der Flamme heisses, fliessendes Wasser. Durchaus luxuriös für eine Zeit, in der warmes Wasser im Badezimmer noch keine Selbstverständlichkeit war. Da das Objekt aus Sicherheitsgründen nicht wieder in ein Gebäude eingebaut werden kann, endet seine Reise als Ausstellungsstück in der Studiensammlung des Bauteillagers.



Stilvoll dekoriert und von hohem Nutzen: Durchlauferhitzer aus dem frühen 20. Jahrhundert.

Ausschnitt aus einem Katalog für Laboratoriums-Geräte aus dem Jahr 1912.

TROUVAILLE

EIN 100 JAHRE ALTES «HEILMITTEL» AUS DEM SCHRANK

HILDEGARD MÜLLER

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden radioaktive Substanzen als Allheilmittel angepriesen und eingesetzt. Noch heute werden immer wieder Reste dieser «Wundermittelchen» gefunden. So auch bei der Räumung des denkmalgeschützten Wellenbergs.

In Hombrechtikon, oberhalb des Zürichsees, liegt der Wellenberg. Der Hof war von 1700 bis 2006 im Besitz der Familie Schärer. Als Alice Hofmann 2006 als letzte der Familie ohne Erben und Testament verstarb, fiel der Landsitz an den Kanton Zürich. Die anschliessende Erstbegehung des Landhauses Wellenberg Nr. 5 glich einer Zeitreise: Seit seiner Erbauung 1786/87 wurde offenbar kaum etwas weggeworfen. Und so stiessen die Mitarbeitenden des Immobilienamtes und der Denkmalpflege des Kanton Zürichs auf einen Haushalt, in dem sich über 200 Jahre Familiengeschichte angesammelt hatten. Von Kleidern und Geschirr über Korrespondenz und Geschäftsunterlagen bis hin zu einer Mostflasche aus dem Jahr 1888 wurden über 400 Objekte inventarisiert.

Eines dieser Objekte hatte es ganz besonders in sich: ein mit einem Deckel verschlossener Becher mit der Aufschrift «Radium-Trinkkur». Er wurde 2009 in einem Schrank gefunden und rief sofort die Strahlenschutzbeauftragten des Bundesamtes für Gesundheit auf

den Plan. Da sich darin offensichtlich radioaktives Radium befand, wurde der Becher von den BAG-Mitarbeitenden umgehend fachgerecht entsorgt.

Von solchen Trinkkuren erhoffte man sich positive Effekte bei Rheuma, Gicht oder Tuberkulose. Laut Gebrauchsanweisung wurde der Becher dazu mit Wasser gefüllt und mit einem Deckel, an dem eine Radiumquelle hing, luftdicht verschlossen. Durch den Zerfall des Radiums zu Radon entstand so vermeintlich heilsames «Radon-Wasser», das während einer zwei- bis dreimonatigen Kur täglich getrunken wurde.

Bei diesem «gesundheitsfördernden» Prozedere ist allerdings grösste Vorsicht geboten. Untersuchungen des Kantonalen Laboratoriums Basel Stadt haben gezeigt, dass dabei eine Strahlendosis entsteht, die den Grenzwert der jährlichen Strahlenexposition um mehr als das 30-fache übersteigt. Das entspricht einer massiven inneren Bestrahlung des Körpers, die schwerwiegende gesundheitliche Folgen haben kann.



Fundstück aus dem Schrank: Die Radium-Trinkkur vom Wellenberg.

Im Wissen um die Gefahren der Radioaktivität ist es für uns heute schwer vorstellbar, sich einer solchen Menge an radioaktiver Strahlung freiwillig auszusetzen. Noch dazu im Rahmen einer «gesundheitsfördernden» Kur. Als Marie Skłodowska Curie und Pierre Curie Ende des 19. Jahrhunderts das Radium entdeckten, war die Haltung gegenüber radioaktiven Substanzen jedoch eine andere. Davon zeugen zahlreiche Radium-Wundermittelchen, die Anfang des 20. Jahrhunderts auf dem Markt waren. Die Trinkkur war dabei nur eine von vielen Anwendungen. Neben dem Radium genossen auch andere Substanzen den – aus heutiger Sicht mehr als zweifelhaften – Ruf, gesundheitsfördernd zu sein. So zum Beispiel die Arsenverbindung Salvarsan, die bei der Behandlung von Syphilis das Quecksilber ablöste.

Mittlerweile gehören radioaktive Kuren für den Selbstgebrauch der Vergangenheit an. Dennoch ist der Fund vom Wellenberg kein Einzelfall. Jährlich werden dem BAG drei bis fünf solcher Apparaturen übergeben. Deshalb: Augen auf bei Hausräumungen!

Beim Auffinden einer Radium-Trinkkur kontaktieren Sie bitte:

Bundesamt für Gesundheit
Abteilung Strahlenschutz
3003 Bern
+41 58 462 96 14
str@bag.admin.ch
www.str-rad.ch

Die Abholung und Entsorgung von Radium-Trinkkuren ist kostenlos.



STANDPUNKT

«WIR WOLLEN, DASS SICH DIE LEUTE MIT DEM ORIGINAL AUSEINANDERSETZEN»

Seit über 25 Jahren leitet Ueli Stauffacher das Museum Schloss Kyburg. Im Interview spricht er über Wandel und Bewährtes im Museumswesen, die ungebrochene Burgenbegeisterung von Klein und Gross, die Bedeutung der Herrschaftsgeschichte auf der Kyburg und das für ihn wichtigste Ausstellungsstück des Museums.

VIVIANE MATHIS

Wie kam es dazu, dass du der «Burgherr» der Kyburg wurdest?

UELI STAUFFACHER: Nach meinem Geschichtsstudium hatte ich mir drei Standbeine aufgebaut: Ich schrieb an meiner Dissertation, arbeitete als Geschichtslehrer am Gymnasium und sammelte Erfahrungen im Museum. Zunächst als Praktikant im Historischen Museum Luzern, dann als Mitarbeiter beim Aufbau der Museumspädagogik am Freilichtmuseum Ballenberg. Als die Stelle in der Kyburg ausgeschrieben wurde, suchte man jemanden mit abgeschlossenem Geschichtsstudium und Erfahrung im Schulbereich sowie im Museumswesen. Obwohl ich nicht aktiv auf Stellensuche war, dachte ich sofort: Das bin ich! Ich habe mich beworben und die Stelle bekommen.

Wie hat sich deine Arbeit seither verändert?

Zum einen kommt man heute viel schneller an Informationen. Man muss nicht mehr unbedingt selbst in ein Archiv steigen, sondern findet vieles bereits online. Zum anderen war der Betrieb im Vergleich zu heute noch eher klein und mein Aufgabenbereich bedeutend breiter. Ich musste und durfte wirklich alles machen. Heute ist der Betrieb grösser, was mich freut. Denn so können wir mehr Leute beschäftigen und ein breiteres Spektrum von Bedürfnissen abdecken. Aber mein Job ist jetzt vor allem Management. Was sich zum Glück nicht sehr verändert hat, ist das Interesse an Burgen. Obwohl ich immer dachte, dass die Mittelalterbegeisterung irgendwann abebben könnte, blieb die Faszination für diese Epoche ungebrochen. Was sich allerdings verschoben hat, ist das Alter, in dem Kinder anfangen, sich für Burgen und Ritter zu interessieren. Während der Höhepunkt der Burgenbegeisterung vor 50 Jahren zwischen dem 9. und 10. Altersjahr lag, so ist sie heute im Kindergarten angekommen.



Wie veränderte sich die Vermittlung auf der Kyburg?

Ich komme aus der Schule der «Alltagsgeschichte». Diese beschäftigt sich mit Dingen, die uns alle betreffen und daher viele Anknüpfungspunkte für die Vermittlung bieten. Wir alle essen, gehen auf die Toilette und schlafen. Mein Team und vor allem meine Stellvertreterin Silvia Schlegel haben aber festgestellt, dass diese Dinge auch an anderen Orten und Museen des Mittelalters thematisiert werden. Um zu sehen, wie es sich anfühlt, auf einem Laubsack zu schlafen, muss man nicht unbedingt auf eine Burg. Und Toilettenpapier gab es auf dem Bauernhof genau so wenig wie auf der Kyburg. Die Geschichte einer Burg jedoch ist nicht alltäglich, sondern etwas ganz Besonderes. Daher entschlossen wir uns zu einem Schritt in Richtung Herrschaftsgeschichte. Wir thematisieren nun gezielter, wer die Mächtigen auf der Kyburg waren und was sie hier wollten.

Welche Rolle spielen dabei neue digitale Vermittlungsformate?

Wir haben zwar ein paar wenige Computer-, Film- und Audiostationen. Aber die Devise bei der Neukonzeption der Ausstellung war: Sie funktioniert auch bei Stromausfall. Die Besucherinnen und Besucher sollen nicht ständig am Bildschirm sein, wie sie es

ausserhalb der Kyburg ja schon genug tun. Wir wollen, dass sich die Leute mit dem Original auseinandersetzen. Zudem führen wir den bereits bei meinem Amtsantritt 1999 angelegten Gedanken der Burg als Hauptattraktion und begehbare Denkmal weiter. Andere Museumsbauten sind die schützende Hülle für die Exponate, die darin ausgestellt sind. Das Besondere an einem Burgmuseum ist, dass die Hülle selbst das Hauptausstellungsobjekt ist.

Welche Bedeutung haben die Archäologie und die Denkmalpflege für die Kyburg?

Eine sehr wichtige. Ich sehe die Kyburg als ein riesiges Objekt, an dessen Wänden und unter dessen Mauern sich die Geschichte ablagert. Wir versuchen, diese Geschichte Schicht für Schicht abzutragen und sichtbar zu machen. Natürlich ohne zu viel zu zerstören. Entsprechend intensiv war der Austausch mit der Kantonsarchäologie, als es um die Burgengeschichte ging und wir uns fragten, was wir an ihr ablesen und mit ihr erzählen können. Da unsere Hülle das Hauptobjekt ist, versuchen wir sie so wenig wie möglich zu verletzen. Das bedeutet, dass wir sehr sorgfältig mit dem ganzen Gebäude umgehen müssen. Da unser Denkmal ein Museum beherbergt, ist dabei vor allem auch der Austausch mit der Denkmalpflege wichtig, der zugleich zu einer nachhaltigen Sensibilisierung für das eindrucksvolle Objekt führt.

Im Archiv der Kyburg ist die Geschichte des Gebäudes allgegenwärtig.

Mit Majestätssiegel beurkundete König Sigismund im Jahr 1424 den Verkauf der Kyburg an die Stadt Zürich.

SAMSTAG, 7. SEPTEMBER 2024: EUROPÄISCHE TAGE DES DENKMALS AUF DER KYBURG

Welche Schätze verbergen sich an, unter und auf der Kyburg? Das und noch viel mehr erfahren Sie an den Europäischen Tagen des Denkmals. In Kooperation mit der Abteilung Archäologie und Denkmalpflege des Kantons Zürich präsentiert die Kyburg einen Tag lang ihre wertvollsten Kulturschätze und ein attraktives Programm für Jung und Alt. Eintritt frei.

Infos auf zh.ch/denkmaltage



KRUZIFIXE, ZAHN- PROTHESEN UND GEÖFFNETE SCHÄDEL

RETTUNGSGRABUNG AUF DEM SPITALFRIEDHOF

TIMEA REMSEY, PHILIPP ZWYSSIG

Fast 200 Jahre lang lagen rund 2000 Gräber des alten Spitalfriedhofs mitten in Zürich unter der Erde. Nun mussten sie einem Spitalneubau weichen. Während zehn Monaten wurden sie von Mitarbeitenden der Kantonsarchäologie sorgfältig geborgen und auf ihre nächste Ruhestätte in der kantonalen anthropologischen Sammlung vorbereitet. Nicht zuletzt dank der aussergewöhnlichen Quellenlage bietet die Fundstelle ein grosses Potenzial für die Bearbeitung interdisziplinärer Fragestellungen.



Blick auf die Baustelle und die Grabungsfläche auf dem Areal des alten Spitalfriedhofs.

Gelände des alten Spitalfriedhofs während der Grabungsarbeiten.

Wo heute das Universitätsspital Zürich steht, wurde 1835 das neue Kantonsspital erbaut. Vom ursprünglichen Spitalgebäude ist nur noch ein Teil des alten Anatomietrakts erhalten. Gegenüber des Spitals befand sich ein grosser Spitalfriedhof. Nach dessen Stilllegung im Jahr 1883 wurden im 20. Jahrhundert viele der Gräber durch Neubauten zerstört und die ursprüngliche Friedhofsfläche stark verkleinert. Derzeit entsteht auf dem Areal der neue Spitalbau Campus MITTE 1|2.

Dieser Neubau war auch der Anlass für eine archäologische Rettungsgrabung, um die noch im Boden liegenden Skelette zu bergen. Erste Hochrechnungen zu Beginn der Grabungen gingen von 1800 bis 2100 verbleibenden Gräbern aus. Die Ausgrabung dauerte von Anfang März bis Ende Dezember 2023. Der besondere Reiz dieser Fundstelle liegt in ihrem interdisziplinären Forschungspotenzial: Neben den archäologischen und anthropologischen Funden gibt es verschiedene Schriftquellen wie etwa Patienten- und Totenregister, die für die Auswertungen hinzugezogen werden können. Einen Belegungsplan für den Friedhof gibt es hingegen nicht.

VOM SEZIERTISCH INS GRAB

Als 1833 die Universität Zürich gegründet wurde, zeigte sich bald der Bedarf nach einer geeigneten Lehr- und Forschungsstätte für die neue medizinische Fakultät. Und so wurde im Jahr 1835 auf dem

damaligen Schönhaus-Gut in Fluntern mit dem Bau eines neuen Kantonsspitals begonnen, zu dem auch ein Friedhof im hinteren Teil der Schönhausreben gehörte. Das Friedhofsgelände wurde 1838 von der Spitalpflege abgesteckt und die Anlage noch vor 1840 in Betrieb genommen. Rund zwei Jahre später, am 20. Juni 1842, wurde das neue Kantonsspital als eines der modernsten Krankenhäuser Europas eröffnet.

Das Hauptgebäude des Spitals bot insgesamt 350 Patientinnen und Patienten Platz. Jedes Zimmer hatte 12 Betten; Männer und Frauen waren getrennt. Die Kinderabteilung war mit rund 70 aufgenommenen Kindern pro Jahr eher beschaulich. Bis 1848 war die Behandlung im Spital kostenlos, danach wurde zur Aufrechterhaltung des Betriebs eine Spitaltaxe erhoben. Die Ärmsten waren jedoch davon ausgenommen und wurden weiterhin kostenlos behandelt.

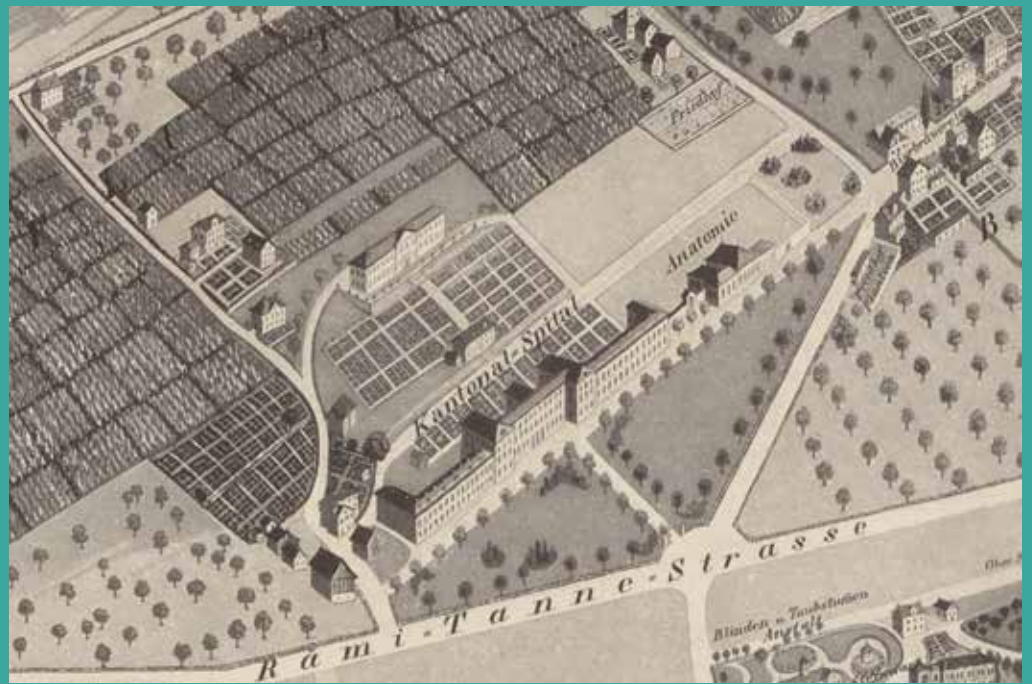
Wer im neuen Kantonsspital starb, wurde in der Regel im Anatomietrakt seziert und anschliessend auf dem nahe gelegenen Spitalfriedhof beerdigt. Bei armen Menschen und solchen ohne Hinterbliebene geschah dies im Gegensatz zu den anderen Verstorbenen ohne Abdankung und Geleit. 1854 musste der Spitalfriedhof aus Platzgründen erweitert werden. Als 1883 auch diese Erweiterung vollständig belegt war, wurde der Friedhof an den Steinkluppenweg auf dem Milchbuck verlegt.

Arme Menschen und solche ohne Hinterbliebene wurden direkt auf dem Spitalfriedhof beerdigt – ohne Abdankung und Geleit.

Blick auf den Spitalfriedhof um ca. 1905. Am linken Bildrand ist der halbrunde Anatomietrakt zu sehen und im Hintergrund das alte Physikgebäude der ETH.
Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv

Das Gelände des alten Kantonsspital auf dem Zürcher Stadtplan von Franz Schmid aus dem Jahr 1847 (ZB, 5 LA 05: 2).

Digitalisat: ZB



BERGEN UND DOKUMENTIEREN

Wie bei jeder Grabung galt es auch für die Grabung auf dem alten Spitalfriedhof die passende Strategie zu finden. Die ausschlaggebenden Faktoren waren dabei die sehr hohe Dichte der Gräber und der durch die bevorstehenden Bauarbeiten bedingte Zeitdruck. Ziel war es daher, in der vorhandenen Zeit möglichst viele Skelette zu bergen und zugleich eine saubere und effiziente Dokumentation zu gewährleisten.

Da über dem Friedhofsniveau aufgeschüttetes Material lag, wurde auf eine detaillierte Dokumentation der Schichtabfolgen verzichtet und direkt auf die Friedhofsschicht gebaggert. Jedes gefundene Skelett erhielt eine Skelettnummer und wurde von Hand sorgfältig freipräpariert. Für die Grobarbeit wurde dabei meist die Kelle verwendet, für die Feinarbeit kamen Lanzetten, Pinsel und Holzstäbchen zum Einsatz. Anschliessend wurde jede Bestattung fotografisch dokumentiert. Um die genaue Lage aller Bestattungen auch nach der Grabung verorten zu können, wurde zudem jedes Grab mittels GPS eingemessen. Die dabei erfassten Referenzpunkte können später ins Geoinformationssystem (GIS) gespiesen werden und bilden so die Grundlage für die Erstellung eines Friedhofplans.

Nach dem Freipräparieren wurde für jedes Skelett ein anthropologisches Protokoll erstellt, in dem unter anderem die Knochenmasse, die Lage des Skeletts, das biologische Geschlecht, das Alter und offensichtliche Pathologien festgehalten wurden. Weil gewisse Informationen beim Bergen der Knochen verloren gehen können, war es wichtig, diese Angaben bereits im Feld aufzunehmen. Nach der Protokollierung wurde jeder Knochen sorgfältig in eine mit «links» bzw. «rechts» beschriftete Papiertüte gepackt. Als letzter Schritt wurde schliesslich auf jeder fertig bearbeiteten Fläche noch ein letzter Baggerabtrag gemacht, um sicherzustellen, dass sich an der jeweiligen Stelle keine weiteren Bestattungen im Boden befanden.

DIE BESTATTUNGEN

Bei den Grabungen auf dem alten Spitalfriedhof wurden rund 1880 Individuen in 1549 Gräbern gesichert. Neben Einzelbestattungen, die häufigste Bestattungsart auf dem Spitalfriedhof, machten sogenannte anatomische Bestattungen etwa ein Drittel aller Gräber aus. Vereinzelt kamen auch Doppel- und Mehrfachbestattungen vor. Aufgrund von teilweise erhaltenen Särgen und von Sargnägeln steht fest, dass jedes Grab einen Sarg enthielt. Einige Särgen waren zusätzlich mit einem kleinen Durchsichtfenster im Kopfbereich ausgestattet; diese Art von Sarg trat ausschliesslich bei Einzelbestattungen auf. Zwei Särgen waren auf dem Deckel zudem mit einem Kreuzifix aus Metall verziert. Bei den einzeln bestatteten Personen waren teilweise auch Stoffreste von Kleidern und Schuhen erhalten. Wo dies nicht der Fall war, wiesen in einigen Fällen Knöpfe und Metallschnallen auf die ursprüngliche Bekleidung der Verstorbenen hin. Auch weitere persönliche Gegenstände kamen zum Vorschein, darunter eine Taschenuhr, Fingerringe, eine Halskette sowie mehrere Zahnprothesen.

Wie an den geöffneten Schädeldecken zu erkennen ist, wurden fast alle bestatteten Personen seziert. Am deutlichsten von der Lehr- und Forschungstätigkeit am Kantonsspital gekennzeichnet sind die sogenannten anatomischen Bestattungen, bei denen jeweils die zergliederten Körperteile mehrerer Individuen in einem gemeinsamen Sarg beigesetzt wurden. Da bei den anatomischen Sektionen zum Erlernen der menschlichen Anatomie jeder Körperteil genauestens zerlegt und studiert wurde, finden sich in diesen Bestattungen unter anderem abgetrennte Köpfe, Torsos und zersägte Langknochen. Schädel mit mehreren Löchern weisen zudem darauf hin, dass die Medizinstudierenden bei den Sektionen auch medizinische Eingriffe übten. Dazu gehört beispielsweise die Trepanation, bei der zur Behandlung pathologischer oder traumatischer Beschwerden ein Loch durch die Schädeldecke gebohrt wurde.

Bei dieser Kinderbestattung ist der Holzsarg bereits vergangen, nur noch das kleine Durchsichtfenster ist erhalten.

Die Bestattungen lagen sehr dicht nebeneinander. Gut zu erkennen sind das noch teilweise erhaltene Holz vom Sarg und die geöffneten Schädel.

Spuren von Lehre und Forschung: seziierte Körperteile in einer anatomischen Bestattung.



Jedes gefundene Skelett erhielt eine Skelettnummer und wurde von Hand sorgfältig freipräpariert.



EINE FUNDGRUBE FÜR SOZIAL- UND MEDIZINGESCHICHTE

Da die Nachbearbeitung der Grabung noch am Anfang steht, können hier nur erste grobe Ergebnisse genannt werden, die durch nachträgliche Auswertungen noch revidiert werden können. Wir wissen aus historischen Quellen, dass die meisten der im Spital verstorbenen Personen auch auf dem Spitalfriedhof begrabene wurden. Wie verschiedene Funde zeigen, stammen einige der Bestatteten aus höheren sozialen Schichten. So wurden beispielsweise individuell angepasste Zahnprothesen gefunden, die zu jener Zeit nicht für alle erschwinglich waren. Hinsichtlich der Geschlechterverteilung zeigen erste statistische Auswertungen der Totenregister, dass Männer mit knapp 60% in der Überzahl sind. Dies kann verschiedene Gründe haben. Einer davon ist das Unfallrisiko bei maschineller oder schwerer körperlicher Arbeit, dem Männer während des Höhepunkts der Industrialisierung ausgesetzt waren.

Wie erste anthropologische Untersuchungen gezeigt haben, machen Erwachsene und alte Menschen den grössten Teil der Friedhofspopulation aus, gefolgt von jungen Erwachsenen. Kinder und Jugendliche scheinen am wenigsten vertreten zu sein. Angesichts der Tatsache, dass auf dem Spitalfriedhof auch verstorbene Mütter und Neugeborene aus der Gebäranstalt beerdigt wurden, überrascht es nicht, dass auch eine relativ grosse Anzahl an Föten und Säuglingen zu finden war. Ein Zusammenhang zwischen den Merkmalen Geschlecht und Alter und der Bestattungsart ist nicht zu beobachten; es sind in allen Bestattungsarten alle Geschlechter und Altersstufen vertreten.

Wie Quellen aus dem 17. und 18. Jahrhundert belegen, war die öffentliche Zergliederung von Leichen zu Forschungs- und Lehrzwecken in Zürich damals nur an Hingerichteten, an «merkwürdigen» Krankheiten verstorbenen Menschen und an «fremden, unbekanntem, im Spital

verstorbenen Bettlern» erlaubt. Andere im Spital verstorbene Personen durften nur pathologisch seziiert werden. Das heisst, es wurden zwecks Feststellung der Todesursache lediglich der Schädel und der Torso geöffnet. Wenn nicht genügend Leichen für den Unterricht vorhanden waren – was oft der Fall war – wurde an Tieren geübt. Diese Regelung dürfte in ähnlicher Weise auch noch im 19. Jahrhundert bestanden haben.

Bei den bisherigen Untersuchungen konnten auch bereits verschiedene Pathologien festgestellt werden. So wurde beispielsweise während der Arbeiten auf dem Feld ein Individuum mit starker Skoliose (seitliche Verkrümmung der Wirbelsäule) dokumentiert. Oft sind solche pathologische Erscheinungen an den Knochen jedoch nicht auf den ersten Blick zu erkennen, weshalb es wichtig ist, die nach der Freilegung gereinigten Knochen ein weiteres Mal zu untersuchen.

Bei diesen Folgeuntersuchungen stösst man häufig auf sogenannte unspezifische Stressmarker, die meist auf negative Umwelteinflüsse zurückzuführen sind. Eines dieser Merkmale ist die «Zahnschmelzhypoplasie» (Zahnschmelz-Unterentwicklung), die oft auf Nährstoffmangel hinweist. Auch «periostale Knochenneubildungen», bei denen der Knochen durch die Bildung einer zusätzlichen Knochenschicht auf Verletzungen oder Erkrankungen reagiert, können auf eine beeinträchtigte Gesundheit hinweisen. Des Weiteren wurden mehrere Fälle von Tuberkulose und des Bertolotti-Syndroms bestimmt. Letzteres ist daran zu erkennen, dass der unterste Lendenwirbel durch einen angeborenen Übergangswirbel mit dem Kreuzbein verbunden ist. Vor allem an Skeletten älterer Personen waren zudem häufig arthrotische Erscheinungen zu beobachten. Auch verschiedene verheilte und unverheilte Brüche an Rippen, Armen und Beinen wurden dokumentiert.

Wenn nicht genügend Leichen für den Unterricht vorhanden waren, wurde an Tieren geübt.

Neben medizinischen Geräten gehören auch persönliche Gegenstände wie zum Beispiel Taschenmesser, Taschenuhren und Schmuck zum Fundspektrum.



MIT KÜNSTLICHER INTELLIGENZ ZUR KOLLEKTIVEN BIOGRAPHIE

Die Auswertung der seriellen Schriftquellen hat zum Ziel, eine kollektive Biografie der auf dem Spitalfriedhof beerdigten Personen zu erstellen.

Um Aufschluss darüber zu erhalten, wer im Spitalfriedhof begraben lag, ist eine Auswertung von Schriftquellen weiterführend. Die dafür relevante Überlieferung des Spitalarchivs und des Spitalpfarramts umfasst neben vereinzelt Akten zum Bestattungswesen vor allem serielle Quellen, darunter Patienten- und Totenregister. Sie enthalten Angaben zu Alter, Geschlecht und Herkunft der Verstorbenen sowie zur Aufenthaltsdauer im Spital und zur einweisenden Stelle. Vereinzelt finden auch Krankheiten und besondere Umstände im Zusammenhang mit dem Tod Erwähnung, zum Beispiel Suizide.

Weil darüber hinausgehende individuelle Krankengeschichten im Spitalarchiv nicht systematisch überliefert sind und die Zuordnung der Knochen zu identifizierbaren Personen einer Suche nach der Nadel im Heuhaufen gleicht, hat die Auswertung der seriellen Schriftquellen zum Ziel, eine kollektive Biografie der auf dem Spitalfriedhof beerdigten Personen zu erstellen. Hierfür werden die Angaben aus den Totenregistern des Spitals und den Totenbüchern des Spitalpfarramts mithilfe der auf künstlicher Intelligenz basierenden Handschriftenerkennung «Transkribus» in eine statistisch auswertbare Datentabelle überführt.

Aus dieser können quantifizierbare Aussagen über Geschlecht, Herkunft, Ort und Umstand des Todes sowie über weitere Parameter generiert werden. In Einzelfällen, vor allem bei aktenkundig gewordenen Todesfällen wie zum Beispiel beim Tod von Gefängnisinsassen, vermögen weitere Archivquellen die individuellen Biografien der auf dem Spitalfriedhof beerdigten Personen zu erhellen.

Eine erste Sichtung des Quellenmaterials zeigt, dass auf dem Spitalfriedhof neben Patienten und Patientinnen des neuen Kantonsspitals auch Hauskinder (Blinde, Taubstumme etc.) und Pfründner des Heiliggeistspitals am Wolfbach, Neugeborene und Wochenbettnerinnen der Gebäranstalt, Insassen des Irrenhauses und der Strafanstalt, aber auch Ertrunkene und Erschossene ihre letzte Ruhe fanden. 1852 verstarben in der kantonalen Krankenanstalt beispielsweise insgesamt 230 Personen – 127 Männer und 103 Frauen – wobei 156 im neuen Spital, 4 im Irrenhaus, 17 in der Gebäranstalt, 3 in der Bruderstube und 50 als Hauskinder im alten Spital untergebracht waren. 26 dieser Verstorbenen wurden auswärts, 204 im Spitalfriedhof bestattet. Hinzu kamen 23 Beerdigungen von Personen, die ausserhalb des Spitals (u.a. in der Strafanstalt) verstorben sind.

Im Staatsarchiv Zürich sind neben seriellen Quellen wie Patienten- und Totenbüchern auch Reglemente und andere Akten überliefert, die Einblicke in die Bestattungspraxis geben (StAZH, S 203, Z 481.1285).

Digitalisate: StAZH



SPURENSUCHE AM SKELETT

Um mehr über das Leben und die Gesundheit der Verstorbenen zu erfahren, eignen sich auch verschiedene Methoden aus den Naturwissenschaften. Dazu gehören unter anderem die Paläopathologie, die Isotopenanalyse und DNA-Untersuchungen. Zur Rekonstruktion der Ernährung werden beispielsweise Stickstoff- und Kohlenstoffisotopenanalysen an Knochen und Zähnen eingesetzt. Schwankungen von Stickstoffisotopen können zudem Hinweise auf den Gesundheitszustand einer Person geben. Wichtig ist hierbei, dass die gemessenen Daten zusammen mit paläopathologischen Befunden interpretiert werden. Andere Isotopen, wie beispielsweise Strontium und Sauerstoff, werden vor allem zur Herkunftsbestimmung genutzt.

Besonders aussagekräftig sind die sogenannten aDNA-Analysen (ancient-DNA-Analysen), die unter anderem zur Bestimmung des biologischen Geschlechts, des Aussehens, bestimmter Unverträglichkeiten oder sonstiger Anomalien genutzt werden können. Auch Krankheitserreger können DNA-Spuren am Skelett hinterlassen. Diese sind nicht nur im Hinblick auf die Krankengeschichte der betroffenen Person interessant, sondern auch im Hinblick auf die Herkunft und die Evolution der entsprechenden Krankheit selbst.

Die Erforschung der Befunde des ehemaligen Spitalfriedhofs steht noch am Anfang. Doch schon jetzt zeigt sich, welches Potenzial in der Fundstelle steckt. Die verschiedenen Quellen in Kombination mit den naturwissenschaftlichen Untersuchungsmöglichkeiten bieten unzählige Anknüpfungspunkte für interdisziplinäre Forschung. Man darf also gespannt sein, welche Erkenntnisse für die Medizingeschichte, die Bioarchäologie, die Sozialgeschichte und viele andere Disziplinen in Zukunft noch gewonnen werden.



Blick auf eine anatomische Bestattung mit vielen kleinen Glasgefäßen. Im Hintergrund sieht man die laufenden Grabungsarbeiten.

Eine Ausgräberin bei der Freilegung einer Einzelbestattung. Die unterschiedlichen Werkzeuge liegen griffbereit daneben.



RÖMISCHE FLIP-FLOPS

Eine Sohle und zwei Riemen für die Zehen: Flip-Flops sind wohl die maximale Reduktion eines Schuhs. In den 1960er-Jahren eroberten sie die Badestrände, von wo sie heute nicht mehr wegzudenken sind. Wie Funde aus dem römischen Oberwinterthur zeigen, ist die minimalistische Schuhmode aber keineswegs ein ausschliesslich modernes Phänomen.

VERENA JAUCH

Im Jahr 2007 stiessen Archäologinnen und Archäologen bei Ausgrabungen im Nordquartier der römischen Siedlung Vitudurum auf eine Schuhsohle von erhaltenen 23,5 cm Länge. Das Fundstück lag in einem Holzkanal aus dem frühen 1. Jahrhundert. Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um die Sohle eines linken Riemenschuhs aus Buchenholz. Die hölzernen Querriegel auf der Höhe des Fussballens und der Ferse, die als Absätze dienen, sind noch immer gut zu erkennen. Die dazugehörigen Lederriemen fehlen jedoch. Sie wurden ursprünglich durch ein rundes Loch im vorderen Teil des Schuhs zwischen der grossen und der zweiten Zehe geführt, im hinteren Teil durch zwei parallele Löcher gezogen und etwas oberhalb davon angenagelt. Auch der hintere Abschluss ist nicht mehr vorhanden, so

dass die genaue Schuhgrösse nicht mehr bestimmt werden kann. Aufgrund der kantigen Form kann dennoch von einem Herrenmodell ausgegangen werden.

In Vitudurum hatten solche Riemensandalen den Vorteil, dass man damit trockenen Fusses durch die matschigen Hinterhöfe gehen konnte. Vergleichbare hölzerne «Flip-Flops» sind auch aus Vindonissa bekannt. Am häufigsten kamen die Riemenschuhe jedoch in den Thermen zum Einsatz, wo sie die Füsse der Badegäste beim Gang über die bis zu 60 Grad heissen Bodenplatten schützten. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang ein Mosaik in den Thermen der Römerstadt Thamugadi in Algerien, das zwei Paar Riemensandalen mit der Aufschrift «Bene Lava» («Bade gut») zeigt.



Hölzerne Schuhsohle des 1. Jahrhunderts aus dem römischen Oberwinterthur. Durch die Löcher wurden die Lederriemen gezogen.

Ansicht der Unterseite mit den beiden Querriegeln.



**Am häufigsten kamen
Riemenschuhe in den
Thermen zum Einsatz.**

Riemenschuhe als Teil der Badekultur:
Mosaik in den Römerthermen von Thamugadi
(heute: Timgad) in Algerien.

Foto: G. Dagli Orti via NPL - DeA Picture Library /
Bridgeman Images

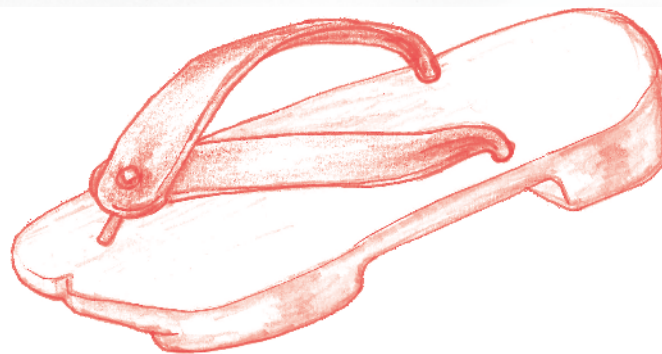
Auf der Grundlage von Funden ist es möglich,
römische Riemensandalen nachzubauen.

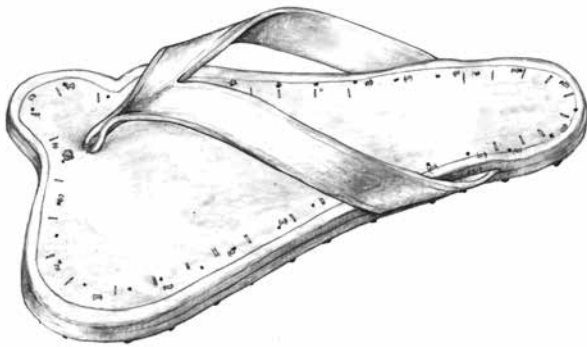
Rekonstruktion und Rekonstruktionszeichnung:
Marquita Volken

KONSERVIERT IM BRUNNENSCHACHT

Fünf Jahre nach dem Schuhfund im Holzkanal stiessen Mitarbeitende der Kantonsarchäologie auf einen Sodbrunnen, der sich ursprünglich in einem Hinterhof am Oststrand von Vitodurum befand. Der 2,5 Meter tiefe, steinerne Brunnenschacht war mit schlammigem Erdmaterial verfüllt. Der Zeitpunkt der Verfüllung konnte anhand von Keramikscherben ins 3. Jahrhundert datiert werden. Der Brunnen bot ideale Erhaltungsbedingungen für organische Materialien wie Holz und Leder. Neben diversen Holzresten fanden sich darin auch verschiedene Lederstücke, deren Interpretation zunächst eine grosse Herausforderung darstellte. Glücklicherweise konnte die Schuhspezialistin Marquita Volken hinzugezogen werden, die das Geheimnis dahinter schnell löste: Nach der Konservierung des Nassleders in Polyethylenglykol (PEG) fügte sie die getrockneten Lederstücke so zusammen, dass nun auch für Laien die Form eines Schuhs zu erkennen war.

Bei den Lederstücken aus dem Brunnenschacht handelt es sich, wie schon beim Fund im Holzkanal, um die Reste einer Riemensandale für einen linken Männerfuss. Die zweilagige Ledersohle wurde mit einem einfachen Faden im sogenannten Serpentinsteich verbunden und mit Riemen vernäht. Im oberen Teil war ursprünglich ein gegabelter Zehenriemen eingelassen, dessen Enden zwischen die beiden Lagen der Sohle gesteckt und mit kurzen Stichen befestigt wurde; auf der Unterseite waren die Riemen entweder verknotet oder genagelt. Von mehreren Schuhnägeln, die im Abstand von jeweils 2 cm entlang des Sohlenrandes angebracht waren, haben sich nur zwei erhalten. Der Rest lässt sich jedoch anhand der Abdrücke gut rekonstruieren. Während auch bei diesem Modell keine Riemen erhalten sind, legen vergleichbare Fundstücke aus Frankreich mit erhaltener Riemenschnürung eine Datierung ins 3. Jahrhundert nahe.





Der Sodbrunnen aus dem 3. Jahrhundert, in dem die Reste eines Riemenschuhs gefunden wurden.

Die Interpretation der im Sodbrunnen gefundenen Lederstücke erforderte das Wissen und die Erfahrung einer Schuspezialistin.

Ein Ledersandalenmodell des 3. Jahrhunderts, wie es auch im römischen Oberwinterthur getragen wurde.

Rekonstruktionszeichnung: Marquita Volken

EIN HERRENMODELL MIT ZEHENSCHUTZ

Die Ledersohle aus dem Sodbrunnen weist eine Form auf, die in den nördlichen Provinzen des Römischen Reichs vom späten 2. bis ins frühe 4. Jahrhundert in Mode war. Der ungewöhnlich breite, dreieckige Vorderfuss deutet auf einen männlichen Träger hin. Dafür spricht auch die Grösse der Sandale, die der heutigen Schuhgrösse 42/43 entspricht. Aufgrund der Lage der Bruchstellen und der Abnutzungsspuren auf der Lederoberfläche lässt sich zudem mit grosser Sicherheit sagen, dass der Träger einen normalen Fuss mit hohem Fussgewölbe und breitem Mittelfuss hatte.

Wie experimentelle Trageversuche zeigten, verhinderte die breite Form des Schuhs das Stolpern und Anstossen des Fusses, insbesondere der Zehen, an Steinen und anderen niedrigen Hindernissen. Vor allem beim Tragen einer weiten, langen Toga und einem entsprechend eingeschränkten Blickfeld nach unten war dies ein klarer Vorteil. Eine aus heutiger Sicht eher amüsante Vorstellung: Ein römischer Bürger in einem langen, weiten Gewand schlendert mit entenfussartigen Sandalen an den Füßen gemächlich durch die Quartiere von Vitodurum.

5000 JAHRE SCHUHGESCHICHTE ZUM ANFASSEN

Seit 30 Jahren beschäftigt sich die Archäologin Marquita Volken mit dem Thema Schuhe. Zusammen mit ihrem Mann Serge Volken, einem Lederspezialisten, betreibt sie seit vielen Jahren experimentelle Archäologie und hat dabei unzählige Schnittbögen und Schuhmodelle angefertigt. Eine Auswahl davon ist in ihrem kleinen, aber feinen Schuhmuseum in Lausanne zu sehen. Es ist das bisher einzige seiner Art.
www.shoemuseum.ch

KULT ODER ZUFALL?

Römisches Schuhwerk kommt bei archäologischen Ausgrabungen nur selten zum Vorschein. Das liegt vor allem daran, dass sich organische Materialien wie Holz oder Leder nur in sehr trockenem Milieu, im Permafrost, im Wasser oder im feuchten Boden erhalten. So ist die hölzerne Sohle aus dem Holzkanal der Nachwelt vor allem dank des Feuchtbodens erhalten geblieben, der sie umgab. Auch die Ledersohle aus dem Brunnenschacht überdauerte die Zeit nur dank den hervorragenden Erhaltungsbedingungen.

Die Seltenheit solcher Funde spiegelt sich in einer von Marquita Volken erstellten Liste von Vergleichsfunden wider. Sie enthält zum grössten Teil einzelne linke Schuhe, die in Brunnen gefunden wurden. Dies wirft die Frage auf, ob es sich dabei um bewusste Deponierungen handelt oder ob sie zufällig dorthin gelangt sind. Im Fall der Sandale aus dem Sodbrunnen in Oberwinterthur ist eine rituelle Schliessung des Schachts jedenfalls durchaus denkbar. Vielleicht symbolisiert der persönliche Gegenstand, dass ein Teil des Trägers bereits im Jenseits ist, während der andere noch mit dem Diesseits verbunden bleibt. Da es jedoch keine schriftlichen Quellen, geschweige denn Zeitzeugen gibt, bleibt diese Interpretation hypothetisch. Sicher ist hingegen, dass die Sandale nicht bei der Reinigung des Brunnen verloren ging. Denn die Sklaven, denen diese Aufgabe zufiel, trugen einfache, zeitlose Riemen-sandalen. Unser Modell hingegen gehörte eindeutig zum Outfit eines römischen Bürgers. Und zu dessen Aufgaben gehörte es ganz bestimmt nicht, Brunnen zu reinigen.



LOKALTERMIN I

Ein Spaziergang durch die Zürcher Industriegeschichte

Das Areal der heutigen SBB Werkstadt Zürich ist seit über hundert Jahren im Wandel. Auf einem rund 40-minütigen Audiowalk können Besucherinnen und Besucher das Gelände und seine Gebäude erkunden und in die Geschichte eines der eindrucklichsten historischen Industrieareale des Kantons eintauchen.

VIVIANE MATHIS

Was heute Werkstadt Zürich heisst, waren einst die SBB-Hauptwerkstätten. Das rund 42 000 Quadratmeter grosse Gelände entlang des Gleisfeldes in Zürich Aussersihl befindet sich in einem tiefgreifenden Transformationsprozess: Wo einst Dampfkessel brodelten und stählerne Wagenräder zurechtgebogen wurden, entsteht ein Ort für lokale Produktion, Erholung und Kultur. Aufgrund ihrer Einzigartigkeit und ihrer grossen Bedeutung für die Schweizer Bahn-, Industrie- und Sozialgeschichte stehen viele der Bauten unter Denkmalschutz. Sie erzählen von Pionierleistungen im Schweizer Bahnwesen, von industriellen Umwälzungen und von Meilensteinen der Zürcher Stadtgeschichte.

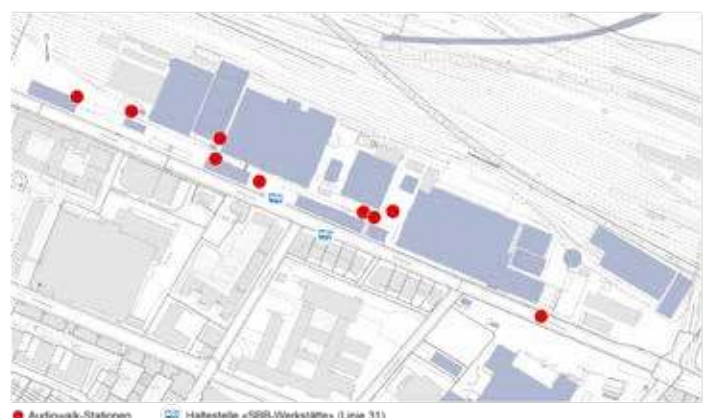
Um diese Geschichten direkt vor Ort und niederschwellig zugänglich zu machen, hat die kantonale Denkmalpflege Zürich einen Audiowalk durch das Werkstadt-Areal entwickelt. Der rund 40-minütige Spaziergang führt entlang der Originalgebäude aus der Zeit von 1905 bis 1911, zu denen beispielsweise das alte Portierhaus, die elektrische Zentrale oder die Lokomotivreparaturwerkstatt gehören, und lässt so ein Stück Industrie- und Bahngeschichte lebendig werden.

Entlang der Route weisen verschiedene Informationstafeln auf den Audiowalk hin. Durch das Scannen von QR-Codes gelangt man direkt zu den entsprechenden Kapiteln und kann mit dem eigenen Smartphone in individuellem Tempo durch das Gelände und seine Geschichte flanieren.

Für den in Kooperation mit Audio-Cult realisierten Audiowalk wurde bewusst eine datenschutzfreundliche Lösung gewählt. Obwohl das eigene Smartphone zum Einsatz kommt, werden während des Rundgangs keine personenbezogenen Daten erhoben.

ADRESSE: Hohlstrasse 418, 8046 Zürich.

ANREISE: Buslinie 31 bis Haltestelle SBB-Werkstätte.



LOKALTERMIN II

Rätselpass für Geschichtsinteressierte

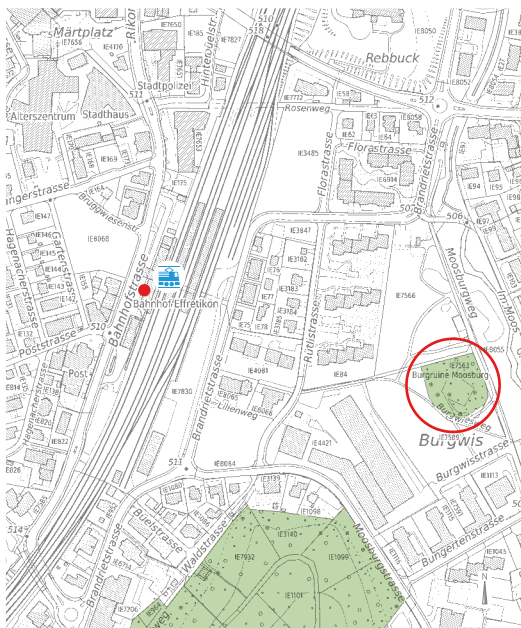
Vor etwas mehr als 20 Jahren wurden die ersten Teststrecken der Schnitzeljagd Foxtrail im Berner Oberland konzipiert. Heute umfasst das bekannte Geländespiel über 70 Strecken, die jährlich von rund 160 000 Teilnehmenden erkundet werden. Seit diesem Jahr führt eine davon zur Ruine Moosburg in Effretikon.

MANUEL WALSER

Ein Foxtrail besteht wie eine klassische Schnitzeljagd aus verschiedenen Rätseln, deren Auflösung den Weg zum Ziel weist. Wer mitmachen will, stellt eine Gruppe zusammen, wählt auf der Website des Anbieters die gewünschte Strecke, druckt die Startunterlagen aus und begibt sich zur gewählten Zeit mit Stift und Smartphone an den Startpunkt.

Das Angebot umfasst Strecken in der Stadt und in der Natur und führt mitunter zu unbekanntem Trouvaillen. Der neue Trail «Elixira» startet in Effretikon und führt in 2,5 bis 3,5 Stunden nach Oberillnau, dem Grendelbach entlang und wieder zurück nach Effretikon. Dabei kommt man auch an der Burgruine Moosburg vorbei, wo es ein kniffliges Rätsel zu lösen gilt.

Die Burg wurde um 1254 von Graf Hartmann IV. dem Älteren von Kyburg erbaut, um seine Ehefrau Margarethe von Savoyen im Falle seines frühzeitigen Todes abzusichern. Als Wasserburg im sumpfigen Gelände errichtet, überdauerte sie fast 200 Jahre, bis sie 1444 im Zuge des Alten Zürichkriegs von den Eidgenossen zerstört wurde. Zu einem Wiederaufbau kam es nicht. Die seit 1896 in mehreren Kampagnen archäologisch untersuchte Burgruine ist vor allem für ihre kunstvollen reliefverzierten Ofenkacheln aus dem 14. und 15. Jahrhundert bekannt.



● Startpunkt Foxtrail «Elixira» ○ Burgruine Moosburg

ANREISE: Bahnlinien S3, S7, S8, S19 und S24 bis Bahnhof Effretikon.

Karte: swisstopo



Zeichnung: Zentralbibliothek Zürich (STF Anonymus 15 VIII, 92)



Foto: Schweizerisches Nationalmuseum (LM-40941)

LESESTOFF

**Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte**

3/2024.

Schweizerisches Nationalmuseum,
Zürich 2024.

P.M.

Die grosse Fälschung.

Hirnkost,

Berlin 2020–2022 (10 Bde.).

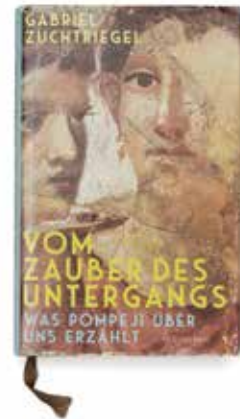
MARTIN BACHMANN

Was wäre, wenn die Geschichte am Ende des ersten Jahrtausends anders verlaufen wäre? Unter dem Pseudonym P.M. entwickelt der Autor Hans Widmer in zehn Bänden einen Aben-

VIVIANE MATHIS

Der Band vereint neun Forschungsbeiträge aus dem Archiv des Kunsthauses Zürich, die über 100 Jahre Architektur-, Kunst-, Provenienz- und Ausstellungsgeschichte umfassen. Die Publikation ist eine Liebeserklärung an die Details in den Korrespondenzen und Archivalien, die in krakeliger Handschrift verfassten Empfehlungsschreiben und Werklisten, die zahlreichen Hinweise auf Objekte und ihre Sammler sowie die Fülle wiederentdeckter Fotografien. So versteht sich der Band auch als Hommage an das Archiv des Kunsthauses, in dem vor nicht allzu langer Zeit herausragende Materialien zur Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts erschlossen wurden.

teuerroman, der vom Mittelalter aus einen utopischen Blick auf die Gegenwart wirft. Im Zentrum der Geschichte steht Rodulf, ein unzufriedener fränkischer Ritter, der gleichzeitig als Geheimagent für einen mächtigen Konzern unterwegs ist. Mithilfe des Zufalls löst er einen Aufstand aus, der die Machtverhältnisse ins Wanken bringt. Daraus entwickelt sich eine abwechslungsreiche und spannend erzählte Geschichte, in der Historie und Fiktion in Science-Fiction-Manner geschickt miteinander verwoben werden.



Gabriel Zuchtriegel

Vom Zauber des Untergangs.

Was Pompeji über uns erzählt.

Propyläen Verlag, Berlin 2023.

VERENA JAUCH

Ein sehr persönliches Buch hat der Direktor der Ausgrabungsstätte geschrieben. Es führt uns ein in viele Aspekte des damaligen Lebens. Im Fokus steht der Pompeji-Effekt: die Momentaufnahme eines Herbsttags im Jahr 79 n. Chr. Gipsabgüsse der Hohlräume in der Asche zeigen den Menschen, seine Gesichtszüge, Frisur, Kleidung, Körperbau. Das Bild fasziniert und ängstigt zugleich, es hat etwas Intimes, Bedrückendes. Es geht einmal nicht um Ruinen, sondern um die Emotion. Zuchtriegels inhaltlich und sprachlich kurzweilige Reise durch Pompeji schafft es, auch in routinierten Archäologen Träume und Emotionen wiederzuerwecken. Nicht nur der Sammelleidenschaft von Fakten und der Katalogisierung sollen wir uns hingeben – lassen wir doch hin und wieder auch das Unwissenschaftliche zu. Der Autor zeigt, wie's geht.

Reto Westermann, Üsé Meyer (Hrsg.)
Architektur erwandern.

Touren zu zeitgenössischer Architektur in den Bergen.

Weber Verlag AG,
Thun/Gwatt 2022.

PIETRO WALLNÖFER

In den letzten Jahrzehnten entstand in den Alpen eine Vielzahl von innovativen Bauten von namhaften Architekten und Architektinnen. In seinem reich bebilderten Wanderbuch stellt der Architekt Reto Westermann 42 dieser aussergewöhnlichen Gebäude vor. Dabei liefert er nicht nur spannende Informationen zur Architektur, sondern beschreibt auch gleich die Wanderrouten zu den architektonischen Trouvaillen. Darunter die Wanderung zur Kapelle Sogn Benedetg von Sumvitg in

der Surselva von Peter Zumthor oder der Aufstieg zum Aluminiumkristall der Monte-Rosa-Hütte, welche Studierende des ETH-Professors Andrea Deplazes entworfen haben. Anziehungskraft haben auch die Kuben aus unbehandeltem Beton neben den Maiensässen im Cave de Colombire. Das Buch weckt nicht nur bei Architekturinteressierten die Lust, die Wanderschuhe zu schnüren und die zeitgenössische Architektur in den Alpen zu entdecken

Wissen schafft Innovation



Wir wissen weiter. Gemeinsam.
www.usz.ch

USZ Universitäts
Spital Zürich

JEZT UND EINZT



STARCH

Stiftung für Archäologie und
Kulturgeschichte im Kanton Zürich
Edenstrasse 20
Postfach | 8027 Zürich

Telefon 044 285 10 67
info@starch-zh.ch
www.starch-zh.ch



Kanton Zürich
Baudirektion
Archäologie und Denkmalpflege

Amt für Raumentwicklung
Archäologie und Denkmalpflege
Stettbachstrasse 7
8600 Dübendorf

Telefon 043 259 69 00
www.zh.ch/kulturerbe
Instagram: @adzuerich
Blog: ad.zh.ch